

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 30

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN BERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rahl

2. Fortsetzung

„Magie und Zauberei!“ rief de Witt. „Woher können Sie das auf einmal, Pieter?“

Lens wies mit der Schulter auf Betje. „Von ihr, Sie ist eine Hexe“, meinte er undeutlich.

„Wirklich, bist du ein Hexchen?“ fragte de Witt und kniff Betje in die Wange; der Onkel durfte sich's leisten, ohne aufzufallen.

„Ja“, lachte Betje, „ich kann zum Beispiel auch hellsehen.“

„Sag mir, was ich denke“, verlangte de Witt.

„Dass ich's nicht kann“, antwortete sie prompt.

„Stimmt. Aber das war zu leicht. Kannst du auch Schwereres?“

Sie nickte, liess nachdenklich die Augen von einem zum anderen schweifen. Auf van der Stappens blieben sie haften. Während der junge Kapitän unbehaglich stillhielt und dabei steif wurde wie eine Spiere, tippte sie mit dem Zeigefinger auf seine Brust. „Hier“, sagte sie, „liegt ein Medaillon. Keine Angst, Kapitän, das ist noch nicht Magie. Ich hab's heute morgen gesehen.“

De Witt lachte kollernd. „Und wo ist die Magie?“

„Ich will euch sagen, was drin ist. Nein, nein, Kapitän“, fuhr sie rasch fort, als sie sein Gesicht sich vor Unbehagen verziehen sah, „ich will diskret sein. Ich werd's auf einen Zettel schreiben, und Sie werden sagen, ob es wahr ist oder nicht.“

„Es wird nicht wahr sein. Das kann man nicht erraten.“

„Wetten?“ fragte sie scharf.

„Gemacht. Um was?“

„Das schreib' ich auch auf den Zettel. Keine Angst, es kost' nicht viel!“ Sie legte die Hand flach, mit festem Druck, auf van der Stappens Brust. Er spürte die Wärme ihrer Finger durch das Hemd auf seine Haut dringen; irgend etwas rieselte ihm das Rückgrat entlang. Zugleich veränderte sich ihr Gesicht, wurde straff und fast drohend; sie blickte sonderbarerweise nicht den Kapitän an, sondern über dessen Schulter hinweg den Steuermann. Lens hatte bisher an einem Wort gekaut, unter den kaltblauen, streng auf ihn gerichteten Augen schluckte er's weg. Schliesslich war es ja nur ein kleiner Scherz, was konnte sie schon gross verlangen? ein Betrug? Nein, ach nein — ein Betrug war das nicht zu nennen, beruhigte er das dumpf rebellierende Gewissen. So modern Herr Takkür immer erzogen war, dennoch überrann heimliche Scheu auch ihn; er machte eine schweigenheischende Gebärde. In der Bar wurde es still; so still, dass man vom Dach her Herrn Takkürs Tauben gurren hören konnte.

Endlich nahm Betje ihre Hand aufatmend von van der Stappens Brust, strich sich das Haar aus der feuchten Stirn. „Schwer war das“, murmelte sie und kritzelte eilig zwei Zeilen auf ein Blatt Papier, das Takkür ihr reichte, kniffte es und übergab es dem Kapitän mit einer bubenhaften Ver-

BERNER WOCHE



Ein Invasionsfilm ist angekündigt

Wohl nicht so schnell wird die Geschichte des Krieges den Kameramännern nochmals eine ähnliche Gelegenheit bieten, einen so grossen Kriegstransport und Angriff auf dem Filmstreifen festhalten zu können, wie es bei der Invasion der Fall war. Für einen solchen Dokumentarfilm, für den es weder Kulissen, gekünstelte Landschaften, gross aufgezogene Modeszene, noch geschulte Stars brauchte, sondern nur einen mutigen, selbst mit dem Tode rechnenden Filmreporter, der das ungelogene Schicksal Tausender von Soldaten und Zivilisten zusammenzufassen suchte, mit dem ist von Anfang an bei der Invasion begonnen worden. 30 alliierte Kameramänner nahmen an den Landungsoperationen teil, um den ersten Film der Invasion zu drehen. Die erste Phase dieses Films zeigt, wie die an der britischen Küste liegenden Schiffe für die Abfahrt nach Frankreich bereit gestellt werden,

enorme Ladungen von Kriegsmaterialien, Munition und Lebensmitteln gelöscht werden und die Soldaten Abschied nehmen ohne ihr Ziel zu kennen, das ihnen erst kurz vor Frankreichs Küste mitgeteilt wird. Anschliessend sieht man die gewaltigste Armada, die je zu einer Zeit existiert hatte, während ihrer Fahrt im Morgenrauschen durch den Kanal nach dem Kontinent — von Spezialflugzeugen aus verfilmt — bis die ersten Soldaten den Strand erklimmen und die eigentliche Invasion ihren Anfang nimmt. Schon innert kurzer Zeit befinden sich Tausende von Soldaten am Strand, schwere Tanks rollen in Aktion, Geschütze, Lastwagen und Proviant kommen ohne Unterbruch an und dazwischen hört man die unheimlichen Detonationen der beidseitig feuernden Waffen. Die Aufnahmen für diesen Film wurden aus der Luft, vom Meere her und auf dem Lande gemacht. Angeblich fehlen aber eine grosse Anzahl der gemachten Aufnahmen, weil nicht wenige der Kameramänner verletzt oder getötet wurden. Dieser Invasionsfilm soll ohne Übertreibung dem Stalingrad-Film gleichwertig sein, der ja übrigens bei uns bis jetzt nicht der Öffentlichkeit gezeigt werden durfte. Was den Invasionsfilm anbelangt, so würde man ihn auch in der Schweiz mit grossem

Interesse ansehen, wenn er wirklich zur Serie zählt: «Kriegsfilme ohne Maske». Erinnern Sie sich noch an den Film vom letzten Weltkrieg «Im Westen nichts Neues»?
Ti.

Deutsche Fernlenkschiffe gegen die alliierte Flotte

Nach dem Einsatz der selbstgesteuerten Tanks und der geflügelten Bombe, hat sich Deutschland in bezug auf die Fernlenktechnik möglicherweise ein drittes Ziel gesteckt, nämlich die Verwendung von Fernlenkbooten. Man weiss von früher her, dass sich deutsche Techniker und Ingenieure ernsthaft mit dem Bau von Ziel-schiffen beschäftigten, denen von einem Kommandoboot aus sämtliche Befehle funktelegraphisch übermittelt wurden und die jeden beliebigen Kurs einschlagen konnten. Ein solches Zielschiff war die «Zähringen», die sich sogar auf den Befehl «Einnebeln» unsichtbar machen konnte. Diese Entwicklung der Fernlenktechnik wurde aber schon lange vor dem Krieg in Deutschland geheimgehalten, und es ist nach den letzten Äusserungen des OKW möglich, dass auch auf diesem Gebiete neue Geheimwaffen zur Anwendung kommen werden.
Ti.

neigung, während sie schon wieder lachte. „Stimmt's?“ fragte sie siegesgewiss, und ihre Augen strahlten in neuem, warmem Glanz.

Van der Stappen las und verschluckte einen Fluch. „Was wollen Sie denn ausgerechnet dort?“ fragte er unwirsch. „Das kann ich nicht machen. Das geht einfach nicht.“

„Haben wir nicht gewettet?“ fragte sie süß-unschuldig zurück. „Ist es auf Ambon Sitte, dass Herren ihre an Damen verwetteten Verpflichtungen nicht einlösen?“

„Wo—w—wort ist Wort“, mahnte Lens schwerzünftig.

„Lieber Jan, stehe zu diesem deinem gegebenen Wort.“

„— und fahr nach den Schildpad-Inseln! Denk ja nicht dran!“ fuhr der Kapitän auf. „Hätte ich gewusst, was Sie verlangen —.“

„Sie haben aber nun einmal blind zugesagt. Oder nicht? Onkel Cornelis, hat er nicht? Herr Pieter —.“

„Recht hast du, Kind“, sagte de Witt bedächtig. „Aber ich weiss auch nicht, was du gerade auf diesen gottverlassenen Klippen suchst. Da ist wirklich nichts los, verlass dich auf uns alle.“

„Ich hab' sie mir nun aber in den Kopf gesetzt. Und ein grosser Umweg ist's ja doch nicht. Warum will er nur nicht?“ klagte sie weinerlich wie ein kleines Mädchen.

„Ich weiss“, nuschelte Lens. „Er hat Angst, er kriegt unsere Leute nicht hin. Er hat Angst, sie meutern. Sie meinen nämlich, da wohnen die Oberdämonen und Hauptgötzen der Banda-See. Und darum —.“

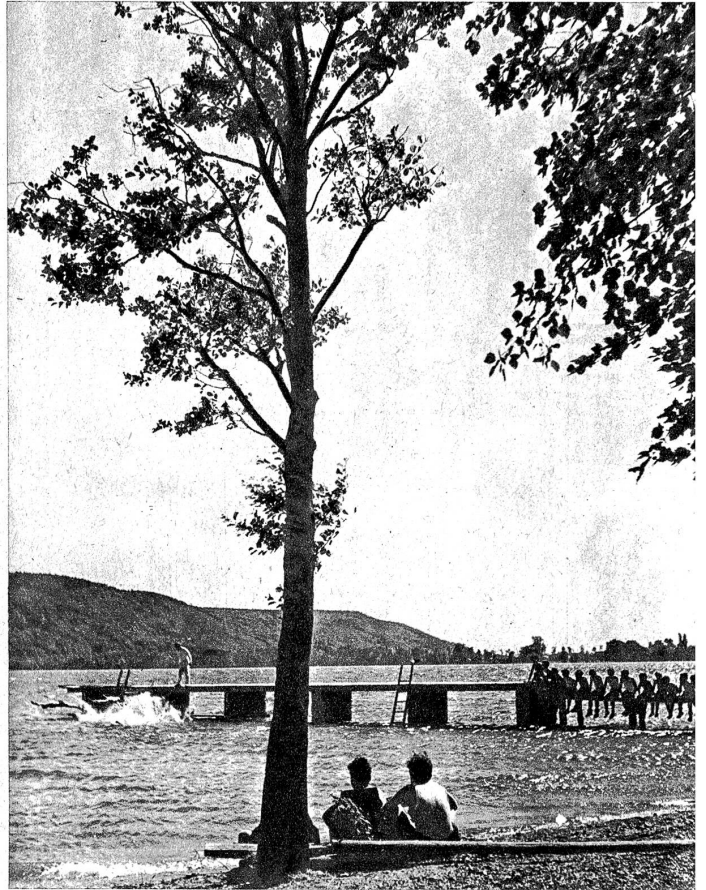
„So?“ fauchte van der Stappen. „So? Angst habe ich? Das wusst' ich nicht. Also gut ist's, wir machen auf den Schildpads Station. Sie sollen Ihren Willen haben. Sollen ihn gern haben. Wenn's nachher Tränen gibt, kommen Sie aber nicht zu mir zum Naseputzen!“

Als sie ein halbe Stunde später Herrn Takkûrs Bar verlassen, voran Lens und Betje Arm in Arm, hinterdrein die beiden Respektspersonen, sah van der Stappen schwarz, gegen den nachtblauen Himmel, Herrn Takkûr auf dem Dach seines Hauses stehen. Der Inder hielt, mit der Geste eines Betenden oder Meditierenden, einen zappelnden Gegenstand in den Händen. Als er das Etwas mit schönem runden Schwung in die Luft warf, war's eine Taube, die einen Kreis um das Haus zog und sich dann schwirrend nach Süden wandte. „Auch das“, murrte van der Stappen, „ist nur hier möglich — ein Ausländer, ein Farbiger, der Brieftauben hält.“

„Was wird es schon sein? Ein Eilauftrag nach Batavia um neuen Gin“, lachte de Witt, zog den Kapitän fürbass und ärgerte sich über Betjes Diskretion; sehr gern hätte er gewusst, was denn nun in dem geheimnisvollen Medaillon enthalten war —

* * *

Langsam schob sich die „Pinaja“ aus der Bucht von Ambon in die offene See. Ihr Schlot qualmte mächtig, ihr Bauch stank nach Seegurken und Kokosnüssen; mehr freilich hatte sie nicht mit dem gewaltigen Vulkan auf Ceram gemein, dessen Namen sie trug. Sie war keineswegs gewaltig; war nur ein Trampdampfer von achthundert Tonnen, seit dreissig Jahren in allen Winkeln von Insulinde herumgekrochen; ihre Maschinen knarrten, die von der Sonne eisenhart gedörten Bohlen des Decks hatten Risse und Sprünge. Sie war der Kummer aller Versicherungsagenten, die mit ihr zu tun hatten; denn Jan van der Stappen, ihr Eigner und Kapitän, liebte sie; und Liebe überschätzt leicht. Seit drei Jahren gehörte sie ihm; er hatte sie billig ersteigert, doch seitdem jeden Gulden Verdienst wieder in sie gesteckt. Neu wurde sie nicht davon, aber sie halte — prahlte van der Stappen gern — immer noch mehr aus als mancher Eimer, der nicht halb so alt sei. Übrigens war sie, selbst wenn sie die unangenehmsten Frachten an Bord hatte, stets blitzsauber.



Strand und Eadeanlage in Neuveville (Neuenstadt)

Neben van der Stappen stand, nach dessen halblauten Anweisungen steuernd, ein alfurischer Matrose am Rad. Mit seinen eingekniffenen Augen unter schweren Stirnbeinwülsten, der breiten, eingedrückten Nase, den scharf markierten Backenknochen und dem grossen, scharfzahnigen Mund wirkte der Mann affenhaft und nicht ungefährlich; einer der rar gewordenen reinblütigen Alfuren, die einst die besten Seeleute und tapfersten Soldaten Insulindes abgegeben hatten. Van der Stappen heuerte prinzipiell nur Alfuren ohne alles indische, arabische, chinesische oder gar europäische Bluterbe an — schwer aufzutreiben freilich, da man heute in Ambon fast nichts als Mischlinge traf, die ohne Talent noch Respekt weisse Sitten und Moden, Bräuche und Gewohnheiten nachahmten und in den alteingesessenen Kaufleuten, Kapitänen und Pflanzern ein zu gleichen Teilen aus feindseliger Ironie und unmittelbarer Sorge um Sicherheit und Eigentum gemischtes Gefühl erregten.

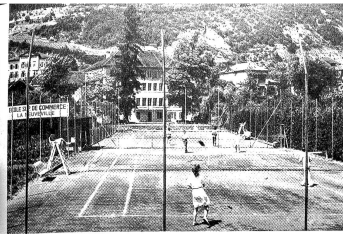
Hohl, geisterhaft und ein bisschen komisch kamen van der Stappens Kommandos aus dem Sprachrohr zurück, das in den Maschinenraum führte; da die „Pinaja“ keinen regelrechten weissen Maschinisten an Bord hatte, tat in komplizierten Situationen gelegentlich Pieter Lens, der Steuermann, an der Maschine Dienst. Bei der einfachen Ausfahrt aus Ambon wäre das nicht nötig gewesen; van der Stappen hatte ihn nur hinuntergeschickt, um seinem Passagier zu zeigen, dass sie sich allein einrichten müsste.

Betje Swarth stand also einsam auf Deck und langweilte sich. Sie wusste, auf keinem Schiff der Erde war es erlaubt, ungebeten die Kommandobrücke zu betreten. Sie wartete; van der Stappen bat nicht. Er nicht, während die Offiziere des mächtigen schneeweissen Steamers, mit dem sie von Frisco nach Schanghai gereist war, sich um ihre Gesellschaft gressien hatten! Auch gut — Sie schüttelte

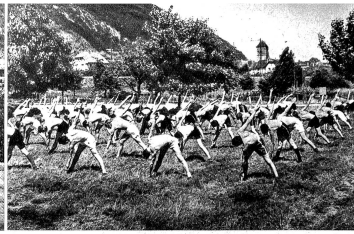


Neben der sportlichen Betätigung muss in der Schule fleissig gearbeitet werden, um den Anforderungen des heiligen Berufslebens nachzukommen
Links: Das Städtchen Neuenville hat in mancher Beziehung seinen schönen mittelalterlichen Charakter bewahrt

NEUVEVILLE



Schöne Tennisanlagen locken zu fröhlichen Wettkämpfen



Die Schüler der Ecole Supérieure de Commerce beim Turnen im Freien

das westschweizerische Bildungsstädtchen

Rousseau von der Ländte in Neuenstadt nach der St. Petersinsel übersetzen. Auf dem damals noch weltverlorenen Fleckchen Erde verträumte der Geheitzte und Verfolgte die schönste Zeit seines Lebens; die gnädigen Herren von Bern haben ihn dann ungnädig fortgewiesen.

Neuenstadt ist historisches Gelände. Daran gemahnt auch augenfällig der prachtvoll renovierte Schlossberg hoch oben im Gefels. Die Stadt wurde 1312 vom Bischof von Basel, Gerhard von Wipplinger, gegründet.

Im September 1389 schlossen die Neuenstädter ein ewiges Burgrecht mit Bern und erneuerten es 1633. Die wehrfähige Mannschaft zog in alle Kriege und Händel Berns und der Eidgenossen. Sie zeichnete sich namentlich im Kampf gegen Herzog

Karl den Kühnen von Burgund aus. Im Dezember 1797 wurde Neuenstadt von französischen Truppen besetzt und bis 1813 dem Mächtestitz Napoleons zugeleitet. Durch die Wienerkongressakte wurde es mit dem Jura dem Kanton Bern einverleibt und bildet nun einen eigenen Amtsbezirk.

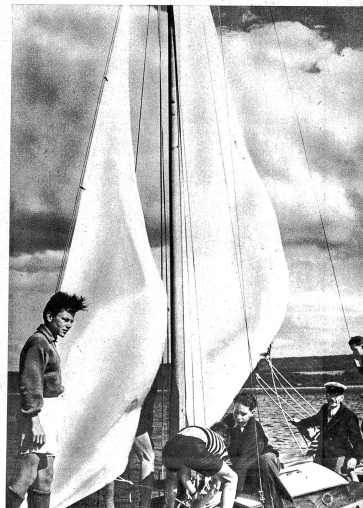
Heute zieht besonders die 1912 gegründete öffentliche, höhere Handelsschule viele auswärtige Schüler an. Der Unterricht ist dort ganz besonders für die Bedürfnisse derjenigen Jünglinge und Töchter eingerichtet, die neben kaufmännischer Ausbildung, sich gründliche Kenntnis der französischen Sprache aneignen wollen. Der berufliche Unterricht trägt den neuesten Entwicklungen im Geschäftsleben gebührend Rechnung und für das sprach-

liche wird auf sichere und geläufige Ausdrucksweise in Wort und Schrift abgestellt. Die Zöglinge haben somit ein tüchtiges Stück Arbeit zu bewältigen.

Für die nötige Ausspannung ist dabei auch gesorgt. Ein vernünftig geleiteter Sportbetrieb erlaubt den Schülern, sich mannigfach zu betätigen. Tennis- und Turnplätze gruppieren sich um das Schulgebäude. Der See bietet viel Abwechslung. Im hübschen Strandbad werden für die Schwimmer oft Konkurrenzen abgehalten. Andere interessieren sich für Ruder- oder Segelsport, während ruhige Naturen dem Fischfang obliegen.

Es pulsiert somit in dem anmutigen Städtchen ein reges Leben, dem die zahlreiche Jungmannschaft ihr besonderes Gepräge gibt.

Herr Dr. Waldvogel, Direktor der Ecole Supérieure de Commerce unterrichtet seine Schüler nicht nur in kaufmännischen Fächern, sondern auch in der Handhabung der Segel



(Fortsetzung folgt)



Im Gegensatz zu den anderen Orten am Bielersee, die ganz auf Weinbau eingestellt sind, mischen sich in Neuenstadt ländliches und städtisches Element. Neuenstadt hat den grössten Rebbesitz inne, aber daneben blühen innerhalb seiner Mauern Gewerbe und Industrie. Doch ganz besonders Glanz verliehen seinem Namen die geprüften Lehranstalten für einheimische und fremde Schüler. Neuenstadt am Bielersee weist unter allen Schweizerstädten im Verhältnis die zahlreichsten Lehrinstitute auf und ist als Quell und Pflanzstätte gutschweizerischer Bildung und Erziehung geradezu sprichwörtlich geworden.

Für die sportliche Ertüchtigung der Jugend wird in Neuenstadt in jeder Beziehung gesorgt

das kurze, überhelle Haar in den Nacken und verschwand für einige Zeit in ihrer Kammer; als sie wieder auftauchte und mit grossen Schritten zum Bug wanderte, folgten ihr die Augen der ganzen Besatzung gebelnd; es war, als hätte sich ein Pfau in einen Bärenzwinger verirrt. Betje trug jetzt ein dreiteiliges Strandkomplet — letzter Schrei von Atlantic-City, zahllose wildhunte Phantasievögel auf zarbeige Grunde —; einen langen, scharf taillierten Mantel. Als ahnte sie nichts von den vielfältigen Gefühlen, die sie hervorrief, hockte sie sich friedlich am Bug auf geroltes Tauwerk und blickte in die See, die, je weiter die „Pinaja“ aus der Bucht kam, immer endloser den Horizont umspülte. Sie atmete tief; die Luft war angefüllt von dem unverwechselbaren Hauch der Gewürzinseln, unter dem salzigen Meeresdunst zu spüren war.

Djokja, der Koch, ein sanfter, mädchenhafter Javaner, unter lauter kriegerischen und hässlichen Alfuren gleich ihr an Bord ein Fremdling, rief zum Essen. Natürlich Reistafel, sagte er, als sie neugierig nach dem Speisezettel fragte; sie zog ein Gesicht; konnte man denn um die Mittagzeit

nie etwas anderes essen als dieses schlundverbrennende Gemisch von Reis, Currysaucen und zwanzig überscharf gewürzten Huhn- und Fischgerichten, mit dem man hier beständig gefüttert wurde?

Auf dem Achterdeck, im Schatten der Brücke, stand ein kleiner Tisch mit zwei Gedecken. Lens erwartete sie bereits. Sie müssen mit meiner Gesellschaft vorliebnehmen, erklärte er mit mangelhaft verborgener Begeisterung, der Kapitän und ich essen niemals zugleich. Einer soll stets auf der Brücke sein.

„Hier auch? Mit ein paar Meilen Wasser untern Kiel?“

Wieder hatte Lens, dieser erschreckend grosse Mensch, einen von unten kommenden, hingebenen Handlick; sie er störte sie; soviel Bewunderung wirkte heiligtend. Sie wiederholte die Frage, die er überhört zu haben schien. Er fuhr zusammen, stürzte sich kopfüber in einen Vortrag über Vulkanismus und Korallen, dem zugehenden Paar, dem fast alles feste Land dieser zahllosen Meere seine Existenz verdanke und das zugleich für immer neue Überraschungen im Fahrwasser sorgte.

Betje liess währenddem ihre Augen wandern. Was sie bisher nur gewusst hatte, verstand sie jetzt; dass alle diese Inseln, wie lange sie auch der Krone Hollands gehörten, immer noch Kollonialland waren. Kolonialländer litten stets an Frauenmangel; die blosse Tatsache, mit einem weissen Mädchen für Tage, ja Wochen zusammen zu sein, brachte diesen schweren, selbstsicheren Mann aus der Fassung. Und anscheinend nicht nur ihm! Gegen das dem Achterdeck zugewandte Geländer der Brücke lehnte, sie wusste nicht seit wann schon, van der Stappen. Er gab sich den Anschein, nichts zu hören, doch sie war überzeugt davon, dass er jedes Wort erlauschte. Ganz gut, dachte sie und begann spielerisch mit Lens' Hilfe eine Jackfrucht zu schälen. Sie machte viel dabei. Plötzlich fuhr Lens auf. „Mein Gott“, stammelte er, „ich habe ganz vergessen, dass andere Leute auch essen möchten — ich muss den Kapitän ablassen.“ Er verneigte sich überstürzt, klomm eilfertig auf die Brücke. Was er mit van der Stappen sprach, verstand Betje nicht. Auch ohne Worte war der Tonfall deutlich genug.